

Gottesdienst lag noch ein Gewirr von Liederblättern herum, aber die hatte sie am Vorabend nicht beachtet. Das ging sie nichts mehr an.

»Wir hätten die Kapelle niemals so chaotisch hinterlassen«, brummte sie. Diesmal sammelte sie die Zettel trotzdem ein und legte sie in den Schrank, während Schwester Cecilia und Schwester Bridget sich bekreuzigten und schon vorgingen.

Die Kapelle selbst lag still da, in der Luft hing der Geruch von Weihrauch, vermischt mit dem Duft von Blumen und Kerzen. Das Ewige Licht in der Wandlampe, ein Teelicht, flackerte. Als Margaret eintrat, meinte sie einen Moment lang beinah, Helen an ihrem üblichen Platz sitzen zu sehen. Es war ihr fast, als würde sie sich umdrehen und sie anlächeln wie früher immer, dann auf der Kirchenbank zur Seite rutschen und ihr Platz machen. Blinzeln schüttelte Margaret den Kopf. Von Cecilia und Bridget abgesehen, waren die Bankreihen leer. Sie waren nur zu dritt.

Na ja, nicht nur zu dritt – du bist natürlich ebenfalls hier, Herr, verbesserte sie sich stumm, beugte das Knie und setzte sich.

Schwester Margaret blieb nach dem Abendgebet noch allein sitzen. Schwester Cecilia und Schwester Bridget, letztere noch immer begeistert vom Erfolg ihres Dinners beim Bischof, waren schon auf dem Weg ins Bett. Margaret war jedoch zurückgeblieben, um dem Herrn in Ruhe ihr Herz auszuschütten.

Ich weiß, dass das kleinlich ist, Herr, betete sie, und ich bin nicht stolz darauf, aber ich muss mit dir über Schwester Cecilians Gebiss reden. Es liegt daran, wie es beim Beten pfeift, o Herr. Manchmal denke ich, ich ertrage das keine Stunde länger. Es hat mir das Beten heute Abend absolut unmöglich gemacht. Beim Aufblicken zu dem schlichten Kreuz auf dem Altar wurde ihr bewusst, dass sie vielleicht nicht ganz aufrichtig gewesen war.

Na gut, das Gebet war mir nicht wirklich unmöglich, gab sie zu. Ehrlich gesagt, sind es nicht so sehr die Zähne – sondern sie selbst. Wenn ihr Gebiss pfeift, wissen wir beide, du und ich, dass sie wegen der Zahlen für ihren verflixten Lotterieschein betet. Und damit bin ich nicht einverstanden. Und du bestimmt auch nicht.

Bitte mach, dass sie morgen nicht gewinnt. Ich weiß, dass sie erneut enttäuscht sein wird. Ich sehe sie nicht gern jeden Samstag in Elend versinken. Aber sie gibt einfach nicht auf, das ist das Problem. Sie hört einfach nicht auf mich. Ich hätte von Anfang an einschreiten sollen, aber bei allem, was hier los war, war ich der Sache nicht gewachsen. Sie behauptet, du würdest sie ermutigen, trotz allem weiterzumachen, und es macht die Dinge nicht besser, dass Schwester Bridget für die Kirchengemeinde wöchentlich ein Bingo veranstaltet und bei jeder Tombola absahnt, bei der sie mitmacht. Als Kirche sind wir beim Glücksspiel nicht gerade konsequent. Das weiß ich. Aber ich finde wirklich, dass du da mitreden solltest. Belehre Cecilia eines Besseren.

Das Ewige Licht vor dem Tabernakel flackerte, die kleine Holzmadonna daneben drückte ihr Baby an sich, und da eine direkte Offenbarung ausblieb, fühlte Schwester Margaret sich zum Weiterbeten genötigt.

Es geht auch nicht wirklich um die Lotterie. Aber es ärgert mich, dass Cecilia anscheinend glaubt, nur weil sie die Zahlen nach dem Heiligenkalender auswählt, gäbe es kein religiöses Problem. Aber die Sache ist doch die, es liegt gar nicht bei ihr, das zu entscheiden. Manche Menschen halten das Glücksspiel für eine Sünde. Sie hätte mich fragen sollen, was ich darüber denke, Herr. Seit Helens Tod bin ich die Oberin, auch wenn ich das gar nicht wollte. Wenn du mich aber schon zur Oberin gemacht hast, solltest du wenigstens Cecilia ermuntern, mir zu gehorchen. Tut mir leid –, aber da ich versuche, ehrlich zu sein, solltest du das wissen. Natürlich weißt du es schon. Du weißt alles. Da bin ich mir sicher. Aber es hilft mir, es auszusprechen. Nicht dass ich eine eindeutige Position zum Glücksspiel hätte, aber ... darum geht es nicht. Du verstehst schon. Es geht um Autorität.

Von dem wenn auch einseitigen Gespräch ermutigt, fuhr Margaret fort.

Und was ist das nur wegen unserem Mobiliar, Herr? Da hat sie auch solche Rosinen im Kopf. Im Fernsehen schaut sie ständig Antiques Roadshow und ist überzeugt, dass dort einmal ein Stuhl oder Tisch vorgestellt wird wie einer von unseren, der dann ein Vermögen wert ist und das Kloster rettet. Sie behauptet, du hättest ihr das eingegeben. Es macht mich wahnsinnig. Selbst wenn es uns gelingen sollte, ein paar Stühle oder Schreibtische zu verkaufen, dürfte dadurch kaum die Geldsumme hereinkommen, die wir brauchen.

In der Kapelle blieb es stumm, und Margaret war einer Entscheidung nicht näher gekommen.

Was soll ich ihr sagen, Herr? Wie kann ich sie davon überzeugen, von dem ewigen Beten um ein Wunder abzulassen? Wie kann ich sie überzeugen, dass das Geld nun mal nicht auf uns herabregnen wird und wir das Haus verkaufen sollten? Wie bringe ich sie dazu, einzusehen, dass wir nur noch zu dritt sind und der Orden von der Heiligen Philomena an seinem Ende angekommen ist? Und dass es Zeit ist, einen anderen Orden zu suchen, dem wir uns anschließen können? Wie kann ich ihr klarmachen, dass nicht etwa du ihr Hoffnung eingegeben hast, sondern dass es einfach nur Wunschdenken ist?

Ihr Gebet war zu Ende und sie verstummte bedrückt.

Es würde helfen, Herr, wenn du mir manchmal eine direktere Antwort auf mein Gebet geben würdest, sagte sie schließlich.

Keine Engelsstimmen, keine Vision, nichts dergleichen. Nicht dass Schwester Margaret etwas Derartiges in ihrem religiösen Leben schon einmal erfahren hätte. Aber so verlassen und hilflos wie jetzt, so sehr eines Zeichens bedürftig, fühlte sie sich auch erst seit wenigen Jahren.

Vielleicht sollte ich sie einfach segnen, dachte sie. Das hat doch Father Hugh letzte Woche in seiner Predigt gesagt. Segnet eure Feinde. Natürlich ist Cecilia nicht meine Feindin. Aber wir sollten einander gewiss gegenseitig segnen. Vielleicht möchtest du das von mir, statt dass ich mich über sie und ihr Gebiss beklage. Tut mir leid, dass ich so viel klage. Ich sollte das Gute, das ich habe, schätzen. Ich sollte dir wohl zumindest dafür danken, dass du sie nicht die Lotterie hast gewinnen lassen.

Schwester Margaret kniete sich nieder.

Bitte segne Cecilia in der kommenden Woche, betete sie. Möge sie sich auf die Zukunft freuen, möge sie sich neuen Gedanken öffnen – und sich sogar dafür begeistern. Ich weiß, dass ich um ein Wunder bitte, Herr. Sie neigte den Kopf. Aber schließlich, fügte sie mit einer gewissen Erbitterung hinzu, bist du doch für Wunder zuständig.

2



Ganz in der Nähe der viktorianischen Philomenakirche und des ein wenig heruntergekommenen, aber immer noch vornehmen georgianischen Pfarrhauses, in dem Father Hugh lebte und in dem Schwester Bridget gerade den Bischof mit einem köstlichen Mahl bestach, saßen George Sanders und Dr. Matthew Woodburn im Swan an der Market Street zusammen und genehmigten sich einen Drink. Freitagabends nach der Probe gingen die Mitglieder des Fairbridge-Chors immer zusammen in den Pub, doch heute hatten alle Sangesbrüder der beiden etwas anderes zu tun (Arbeiten benoten, Baby baden oder zu einer Geburtstagsfeier gehen), und so waren sie nur zu zweit.

»Du musst nicht ebenfalls los?«, fragte George (Bass, klein, vierzigjährig, sehr gutaussehend, dunkle Augen, dunkles Haar, abenteuerlustig, poetisch, musikalisch, unordentlich, gesprächig, in Gruppen witzig. Ein gestresster Reisebürobesitzer, der seine alte Mutter versorgte und unglaublich, beinahe erschütternd einsam war). Bemüht, nicht verzweifelt zu klingen, hob er den Blick zu Matthew (Tenor, hochgewachsen, achtunddreißig, gepflegt, Brillenträger, blond, Professor für Kunstgeschichte. In Gruppen still, trotzdem mit einem großen Freundeskreis. Er war gelassen, bescheiden, musikalisch, vorsichtig und ungemein liebevoll).

»Nein, nein. Es ist keiner zu Hause. Sarah trifft sich mit Freundinnen. Ich hab es nicht eilig«, erwiderte Matthew. Der schüchterne Mann freute sich, dass er mit George allein sein würde. Solche Abende waren selten. Er würde Sarah nichts davon erzählen. Er wollte nicht, dass seine Zwillingschwester zwei und zwei zusammenzählte und auf fünf kam.

Sie redeten über Musik, über den Chor und über Konzerte, die sie letzthin besucht hatten. Wie immer gelang es George zu seinem Entzücken, Matthew zum Lachen zu bringen. Es war etwas an der Art, wie Matthews ernstes Gesicht aufleuchtete, wenn er etwas lustig fand – und das wollte George immer wieder sehen. Sie saßen in einer ruhigen Ecke des lauten Pubs, und im Verlauf des Abends erzählte George Matthew witzige Geschichten aus der Zeit nach der Uni, als er in Spanien Englisch unterrichtet hatte. Nach einigen Gläsern mehr als üblich berichtete er auch von einer Beziehung, die vor zwei Jahren mit dem Tod der einen Hälfte geendet hatte. Da seine betagte Mutter Unterstützung brauchte, war er nach England zurückgekehrt. Er hatte ein Reisebüro gekauft, samt einer Wohnung, die darüber lag, eine Katze adoptiert und kümmerte sich so gut wie möglich um seine Mutter. Doch es war anstrengend, sowohl für sie zu sorgen als auch seinem Vollzeitjob als Reiseplaner gerecht zu werden.

Matthew hatte ihm stundenlang zugehört, voll Mitgefühl mit diesem ungemein netten, unglücklichen Mann. George hatte sogar geweint. Er hatte es jedoch sorgfältig vermieden, durchblicken zu lassen, dass sein Lebensgefährte ein Mann gewesen war; selbst seinen Kummer musste er zensieren, und niemand in seiner Familie oder in seinem Kreis englischer Freunde wusste Bescheid.

Im Pfarrhaus hatte der gastliche Abend unterdessen geendet, und Father Hugh betete. Nach dem Dinner mit Lammbraten, den Schwester Bridget für sie zubereitet hatte, winkte der Pfarrer dem Bischof nach und nahm sich ohne Rücksicht auf seinen stets wachsenden Bauch noch einen überflüssigen Keks, da ihm leider das Wasser im Mund zusammenlief (warum hatte Gott Schwester Bridget auch mit so viel Talent geschaffen?). Dann entschied er sich, früh zu Bett zu gehen, und sei es auch nur, um der Keksdose zu entkommen. Er setzte sich für sein offizielles Abendgebet hin, ging nach oben, schlüpfte in den großen, bequemen blauen Pyjama mit Tunnelzug, den seine Schwester ihm zu Weihnachten geschenkt hatte, kniete sich steifbeinig neben seinem Bett nieder und sprach jetzt einige zusätzliche, sehr spezielle Gebete, in denen er um Hilfe bat.

Ich liebe ihre Mahlzeiten, lieber Gott, aber ich bin nur eine einzige Person. Sie müsste für eine ganze Mannschaft kochen. Ich würde sie gern bitten, keine Leckereien mehr für mich zuzubereiten, aber ich habe Angst, dass ich sie damit verletzen könnte. Sie sagt immer wieder, ich müsse bei Kräften bleiben, aber wir beide, du und ich, wissen ganz genau, dass ich nicht noch mehr Pfunde auf den Rippen brauche.

Ich weiß, dass ich schwach bin. Und du weißt das ebenfalls. Ich habe es nicht geschafft, den Nachschlag abzulehnen, und der Keks war vollkommen überflüssig. Ich werde nie jemanden dafür verurteilen können, dass er einer Versuchung nachgegeben hat, und das ist wohl etwas Gutes. Aber eher sterbe ich an einem Herzinfarkt, als dass diese liebe Frau aufhört, mich zu verwöhnen, und das willst du doch bestimmt nicht? Wir sind ohnehin schon zu wenige Priester.

Und bitte, mach, dass der Bischof uns den Kaplan schickt und nicht der Gemeinde St. Anna. Schwester Bridgets Kuchen scheint ihm heute Abend ausgezeichnet geschmeckt zu haben, Gott segne sie. Danke. Ich will einfach nur nicht, dass sie schon wieder einen für mich bäckt, und ich weiß nicht, wie ich sie daran hindern soll. Es war schrecklich für sie, als ich in der Fastenzeit auf Süßes verzichtet habe, aber wenn jetzt alles wieder normal läuft, wird es für mich noch schlimmer enden. Bitte hilf uns.

Father Hugh erhob sich mühsam von den Knien und stieg ins Bett. Er brauchte einfach nur eine Woche Urlaub und Zeit zu proben, was er sagen würde. Jeden Abend nahm er sich vor, am nächsten Tag mit ihr zu reden und sie um leichtere Kost und weniger Süßes zu bitten, doch wenn er Schwester Bridget das nächste Mal sah, brachte sie immer einen neuen Kuchen oder frisch gebackene Kekse mit, und dann war sie so begeistert, dass er sie nicht enttäuschen konnte, und sich selbst natürlich auch nicht.

»Ich weiß einfach nicht, wie ich mit ihr umgehen soll, Herr«, sagte er, als er das Licht ausschaltete.
»Ich brauche ein Wunder.«

»Was ist mit dir, Matthew?«, fragte George zur gleichen Zeit im Swan, von der ungewohnten Menge Alkohol ein wenig benebelt, und ihm fiel auf, wie blau und freundlich Matthews Augen waren. »Hast du die Liebe immer einfach gefunden?«

»Nein«, antwortete Matthew. »Beziehungen sind ... kompliziert. Mit Freundschaften ist es einfacher, ja. Und meine Familie, ich liebe sie ... aber ...«

»Du hast Glück«, unterbrach George ihn bitter und voll Selbstmitleid. »Wenn meine Mutter mich anschaut ... wenn sie mich anschaut, Matthew, sieht sie ... sieht sie einen Versager. Genau das bin ich, Matthew.«

»Aber gewiss nicht«, entgegnete Matthew sanft.

»Sie ist so enttäuscht, Matthew«, fuhr George ein wenig lallend fort. »Von dir ist deine Mutter bestimmt nicht enttäuscht. Ich bin kein Professor wie du. Du hast dieses Haus an der London Road und gehst nachher zu deiner Sarah nach Hause – ich dagegen besitze nur eine kleine Wohnung und ein Reisebüro. Ich habe eine Katze, aber keine nette Frau. Meine Mutter ... sie hält mich für einen Versager. Und vielleicht bin ich das ja auch.«

Matthew sah ihn mit einem Seufzer an. George – der witzige, empfindsame, intelligente, manchmal zum Verzweifeln neurotische und ach so liebenswerte George mit seinen wilden Locken, seinen großen braunen Augen und seiner lächerlichen Gewohnheit, ständig Witze über seine geringe Größe und sein zu hohes Gewicht zu reißen. Plötzlich hatte Matthew den verrückten Wunsch, George könnte sich selbst durch seine, Matthews, Augen sehen, und er fragte sich ... doch er war zu schüchtern.

Eine Glocke verkündete, dass es Zeit für die letzte Bestellung war, und auch diese Minuten verstrichen.

»Komm, George«, sagte Matthew. »Du bist kein Versager. Es ist schon spät. Lass uns gehen.«

Georges Wohnung über dem Reisebüro lag ganz in der Nähe, und Matthews Heimweg führte daran vorbei.

»Das viele Gejammer tut mir leid«, sagte George, als sie vor seiner Tür ankamen, und warf die Arme um seinen überraschten Begleiter. Auch diesmal lallte er ein wenig. Er trat einen Schritt zurück. »Du und der Chor ... und du, Matthew, ihr bedeutet mir alles.«

»Danke«, sagte Matthew und wartete geduldig, während George mit dem Schlüssel hantierte und die Tür aufschloss. Er folgte ihm nicht nach drinnen.

»Gute Nacht, George«, sagte er.

Matthew blieb draußen stehen, bis er sah, dass in der Wohnung im Obergeschoss Licht anging. Dann seufzte er und ging nach Hause.

»Wir werden genau das richtige Wetter dafür haben, Gott sei Dank«, sagte Schwester Bridget am nächsten Tag beim Frühstück in der Küche glücklich. Durch das geöffnete Fenster hörte man, wie die Vögel zwitschernd den Frühling begrüßten, und Schwester Bridget war genauso munter. Neben ihr lag ein kleiner Stapel mit Post, darunter ein in Packpapier eingeschlagenes Päckchen mit irischen Briefmarken. »Laut Wetterbericht könnte es am Vormittag Schauer geben, aber am Nachmittag scheint die Sonne.«

»Wofür werden wir das richtige Wetter haben?«, fragte Margaret abgelenkt. Mutlos öffnete sie ihren eigenen Brief. Sie hatte eine Baufirma um einen Kostenvoranschlag für die notwendigen Reparaturen gebeten und wollte die Summe nicht schwarz auf weiß geschrieben sehen.

»Natürlich für Schwester Frances' erstes Jahrgedächtnis!«, erwiderte Schwester Bridget ein wenig konsterniert. »Father Hugh sagte, er werde das Grab um drei Uhr segnen, wir haben also mehr als genug Zeit für das Binden der Sträuße. Monica Wells hat versprochen, uns vom Blumenschmuck der Kirche ein paar wunderschöne Blüten beiseitezulegen, die können wir nach der Messe abholen. Könnten wir nicht auch zwei kleinere Sträuße auf die Gräber von Schwester Helen und Schwester Basil legen? Ich weiß, die Ordensregel sieht das nicht vor, aber sie haben noch keinen Grabstein und sehen darum ein bisschen vernachlässigt aus.«

»Niemand auf dem Friedhof wird vernachlässigt«, erklärte Schwester Cecilia fest. »Auf keinem einzigen Grab der Schwestern wächst Unkraut.«